

Müll – zum Wegwerfen viel zu schade

VON THORSTEN FUCHS

BERLIN. Der Müll ist ein Verräter. An ihm kann Björn Schwich fast alles erkennen. Zum Beispiel, welche Jahreszeit gerade herrscht, weil er im Sommer voller Flaschen ist. Wie gut es den Menschen geht, was sie kaufen und wo sie leben, ob im reichen Dahlem oder im rauen Wedding. Alles das sieht Schwich am Abfall.

Hinter ihm rangiert ein orangefarbener Müllaster rückwärts in die Halle, ein hydraulischer Arm stemmt den Müllbehälter auf einer Seite in die Höhe, und mit einem mächtigen Rauschen ergießt sich der Inhalt auf den Betonboden. In dem Berg sieht man: Milchtüten, einen zerrissenen Pullover, Chipstüten, Videokassetten, eine Klobürste, Spülmittelflaschen, Dosen, Kaffeefilter, Folien, beschmiert mit einem braunen Brei. Sauerlicher Geruch steigt auf. „Stärker verschmutzter Müll“, sagt Schwich, „ist eher aus anonymen Gebieten, wie Hochhaussiedlungen.“ Er würde das jetzt nicht so deutlich sagen, beim Müll ist Schwich Diplomat, er will jetzt niemanden diffamieren. Aber diese Fuhre ist eher Wedding als Dahlem.

Der verschmutzte Abfall, der, mit dem sich die Menschen keine Mühe gegeben haben, das ist für Björn Schwich ein Problem. Eines von vielen. Schwich ist Chef einer der größten und modernsten Abfallsortieranlagen Deutschlands. Hier, in den Hallen der Firma Alba im Stadtteil Hellersdorf, am Rand der Hauptstadt, landet alles, was die Berliner in ihre Gelbe Tonne werfen. Plastikverpackungen, Pet-Flaschen, aber auch ganz normale Alufolie oder Plastikspielzeug. In Berlin gibt es die sogenannte Wertstofftonne. Das heißt: Die Hauptstädter dürfen nicht nur Verpackungsmüll hineinwerfen, sondern zum Beispiel auch alles Plastik, egal, ob neu oder alt, ob ein grüner Punkt drauf ist oder nicht.

28000 Mülllastwagen kippen bei Schwich pro Jahr ihre Ladung ab. Dann beginnt sein Job. Aus dem wilden Wust an Abfall will er, zusammen mit 80 Mitarbeitern und der Technik, retten, was zu retten ist. Jede Milchtüte, die verbrannt wird, ist für ihn letztlich eine Niederlage. Oder „ein Ansporn“, wie er es formuliert. „Verbrennen ist vielleicht billiger“, sagt Schwich, „aber Wertstoffe, die verbrannt werden, sind für immer verloren. Recycling ist immer die bessere Lösung.“ Das Dumme ist allerdings, dass Schwich noch immer eine Menge Niederlagen verkraften muss. Mehr als die Hälfte der Kunststoffabfälle, die die Deutschen so eifrig sammeln, genau 53 Prozent, landet letztlich in der Müllverbrennungsanlage. Sie sind damit nicht ganz verloren, sie liefern Wärme, die Häuser heizt und Wasser erhitzt,



SEIN REVIER: Björn Schwich vor den Hallen der Firma Alba in Berlin. Er ist Chef einer der größten und modernsten Abfallsortieranlagen Deutschlands. Dort werden Wertstoffe auf modernen Sortieranlagen vollautomatisch erkannt (kleines Bild).
Fotos: Schulz

Die Deutschen sind Weltmeister im Mülltrennen. Dennoch landet am Ende die Hälfte des Verpackungsabfalls in der Verbrennung. Wie kann das sein? Eine Erkundung in einer der größten deutschen Sortieranlagen.



aber ökologischer ist etwas anderes.

Das sieht auch die Politik so. Gerade hat die Bundesregierung ein Gesetz auf den Weg gebracht, das die Recyclingquote von Kunststoffen auf 63 Prozent steigern soll. Doch was so ehrgeizig klingt, ist für Experten nur ein mäßiger Kompromiss. Michael Thews, Abfallexperte der SPD-Bundestagsfraktion, ist die Unzufriedenheit mit dem Verpackungsgesetz seiner Parteikollegin und Umweltministerin Barbara Hendricks deutlich anzumerken, er setzt auf ein weitergehendes Wertstoffgesetz. „Wir werden das Thema Wertstoffgesetz wieder aufnehmen“, kündigt er an. Die Grünen wollen das Abfallsystem sogar zum Wahlkampfthema machen. „Mülltrennen soll einfacher

„ Recycling ist immer die bessere Lösung. **“**

BJÖRN SCHWICH
Chef der Abfallsortieranlage in Berlin-Hellersdorf

werden“, kündigte Spitzenkandidatin Katrin Göring-Eckardt an. Das gerade beschlossene Verpackungsgesetz scheint kaum mehr als das Startsignal für einen neuen Streit um den Umgang mit dem Müll.

In der Sortieranlage in Berlin-Hellersdorf fördern schwarze Bänder den Abfall in die Tiefe der Hallen, lassen ihn fallen in rotierende Gittertrommeln, die die kleinsten, unbrauchbaren Stücke rauskatapultieren. Die Bänder führen weiter, vorbei an Windmaschinen, die Folien hochpusten und absaugen, unter riesigen Magneten hindurch, die Dosen und Deckel aus dem schnellen Müllstrom zu sich emporziehen. Die Anlage ist ein Organismus aus niemals ruhenden Fließbändern und Rutschen, der das große Abfalldurcheinander für das Recycling Stück für Stück verdaut. Am Ende beschleunigt der Müllstrom noch mal, mit drei Metern pro Sekunde schießt er unter Lichtsensoren hindurch, die in Sekundenbruchteilen jede Kunststoffart erkennen und Luftdüsen Bescheid geben, mehr als 100

pro Band, welches Stück sie aus dem Strom zu pusten haben. Polyethylen, Polystyrol, alles wird zielsicher vom Band geschossen, jedes Stück in den richtigen Behälter.

Die Deutschen und der Müll, das ist eine besondere Geschichte. Niemand trennt seinen Abfall so hingebungsvoll wie wir. 65 Prozent werden hier inzwischen recycelt – weshalb die „New York Times“ Deutschland den Ehrentitel „World Recycling Champion“ verliehen hat. Das Problem aber ist, dass wir auch immer Verpackungsmüll produzieren. Wir trinken Wasser aus Plastikflaschen, brühen Kaffee aus Aluminiumkapseln, kaufen Obst in Pet-Schalen. Im Gegensatz zu 1995 produziert jeder Deutsche nicht mehr 19, sondern 37 Kilogramm Plastik-Verpackungsmüll. Das macht jeden Erfolg beim Recycling gleich ein ganzes Stück kleiner.

Diese Mengen überfordern die rund 40 Sortieranlagen in Deutschland bislang. Warum, das kann Björn Schwich in den Hallen in Berlin-Hellersdorf gut demonstrieren. Wortlos zeigt er

inmitten der ratternden Förderbänder auf Fetzen zerrissener Kleidung oder eine Videokassette, deren Magnetband sich um die Achse eines Förderbands gewickelt hat. „Es gibt Dinge, von denen man glaubt, sie seien längst ausgestorben“, sagt Schwich, „aber hier begegnen wir ihnen wieder.“ Selbst Bowlingkugeln haben sie hier schon in der Sammlung gehabt. Ein Fünftel dessen, was die Berliner in die Gelbe Tonne werfen, gehört nicht hinein.

Dazu kommt, dass auch die modernste Technik noch nicht alles bestimmen kann, was da auf den Bändern an ihr vorbeirauscht. Schwarzen Kunststoff können die Scanner nicht erkennen, weil er kein Licht reflektiert. Ein einziger aufgeplatzter Kaffeefilter, erzählt Schwich, kann kiloweise Verpackungskapseln beschmieren und unbrauchbar machen. Ganz zu schweigen von einer vollen Kinderwindel. Es braucht nicht viel, um den Recyclern das Leben zu erschweren.

Überforderte Verbraucher, Tücken der Technik, recyclingfeindliche Verpackungen – das sind drei Gründe, warum in Deutschland noch immer mehr Kunststoff verbrannt als zu neuen Produkten verarbeitet wird. Aber es gibt auch wirt-

schaftliche Gründe. Marktgründe. Denn der Kunststoffabfall ist begehrt. Bei den Betreibern von Müllverbrennungsanlagen. Weil er gut brennt. Und weil die Kommunen in Deutschland in den 90er Jahren viele große Verbrennungsanlagen gebaut haben. „Die Verbrennung“, erklärt Gerhard Kotschik vom Umwelt-Bundesamt, „zieht bestimmte Mengen gleichsam

verarbeitet wird? Gerhard Kotschik hält die neuen, höheren Recycling-Quoten für richtig: „Damit sind wir schon sehr gut aufgestellt.“ Umweltverbänden geht es hingegen nicht weit genug. Sie vermissen höhere Quoten, mehr Anreize für die Industrie, Recyclingprodukte einzusetzen – und vor allem die Einführung einer Wertstofftonne, die das Mülltrennen deutlich einfacher machen würde. Von einer „verpassten Chance“ spricht Sascha Roth vom Nabu – Naturschutzbund Deutschland.

Und Björn Schwich? Wenn er gefragt wird, warum er Müllwerker geworden ist, erzählt er die Geschichte vom Vater seines Freundes. Der war bei der Sperrmüllabfuhr und erzählte jeden Tag Geschichten, was er wieder Tolles im Müll gefunden hat. Das hat ihn fasziniert. Jetzt steht er vor der Halle, vor einem übermannsgroßen Quader aus Getränkekartons, ein paar Hundert Kilo schwer. Wenn er sich etwas wünschen dürfte, sagt er, dann, dass die Hersteller stärker einbezogen werden: „Wenn die aufhören würden, uns mit Verpackungen aus zwei oder drei verschiedenen Kunststoffen das Leben schwer zu machen, dann wäre schon einiges gewonnen.“

„ Mülltrennen soll einfacher werden. **“**

KATRIN GÖRING-ECKARDT
Spitzenkandidatin der Grünen

in sich hinein.“ Sogar aus dem Ausland importieren die Betreiber Abfall, um die Anlagen auszulasten. Und wenn der Ölpreis gerade besonders niedrig ist, haben auch die Verpackungshersteller wenig Anreiz, neue Obstschalen aus alten zu fertigen.

Kann das neue Verpackungsgesetz diese Mechanismen aufbrechen? Kann es dafür sorgen, dass mehr Plastik wirklich zu neuen Produkten

Wertstofftonne gilt bei Fachleuten als ideale Lösung

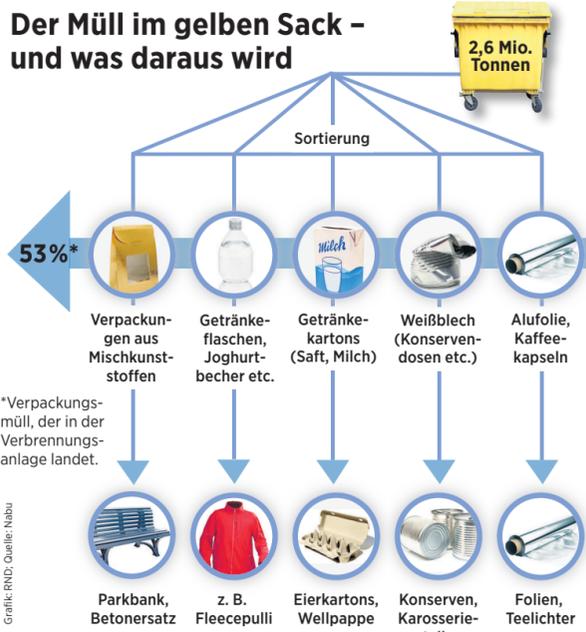
BERLIN. Die sogenannte Wertstofftonne gilt als ideale Lösung, um Mülltrennen einfacher zu machen und Recycling-Quoten zu erhöhen. In die Wertstofftonne darf alles hinein, was sich wiederverwerten lässt, egal, ob Verpackung oder nicht. Doch im neuen Verpackungsgesetz, das die Bundesregierung gerade auf den Weg gebracht, ist die Wertstofftonne nicht gesetzlich vorgeschrieben – aus Sicht von Kritikern der Kardinalfehler der neuen Regelung.

Um den Irrsinn des deutschen Müllsystems zu illustrieren, eignet sich das Beispiel der Alufolie: Gehörte sie zu einer Verpackung, für die der Hersteller Gebühren an das Duale System gezahlt hat, gehört sie in den Gelben Sack. Hat der Käufer sie dagegen einfach im Laden selbst als Rolle gekauft, gehört sie in die graue Tonne. Das ist mehr als schwer zu verstehen – weshalb zum Beispiel

auch das Umweltbundesamt fordert, die Wertstofftonne einzuführen, bei der solche Unterschiede egal sind.

Ursprünglich wollte auch Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD) mit einem Wertstoffgesetz diese Tonne festschreiben. Doch am Ende scheiterte sie am Streit zwischen Kommunen und privaten Entsorgern. Die Kommunen sind für den Restabfall samt der Wertstoffe darin zuständig, die Privaten für den Verpackungsmüll. Für die Wertstofftonne müssten sich beide auf einen finanziellen Ausgleich einigen. In Berlin, Hamburg, Braunschweig und Leipzig („Gelbe Tonne plus“) etwa ist dies gelungen, dort gibt es die Wertstofftonne schon. Die Abfallwirtschaft Region Hannover (aha) prüft die Einführung zum 1. Januar 2018. Ein Modellversuch war 2010 wegen Differenzen mit dem Dualen System abgebrochen worden. *Tof/hat*

Der Müll im gelben Sack – und was daraus wird



*Verpackungsmüll, der in der Verbrennungsanlage landet.

Grafik: RND, Quelle: Nabu

Beruf des Müllwerkers wird immer beliebter

HANNOVER. Die Zeiten, in denen Müllmänner Geringschätzung erfahren, scheinen weitgehend vorbei. Kein anderer Beruf hat in den vergangenen Jahren so sehr an Ansehen gewonnen wie der des Müllwerkers. Im Ranking des Deutschen Beamtenbundes von 2016 liegt er auf Platz 8 – hinter Feuerwehrleuten, Ärzten und Richtern, aber vor Professoren, Lehrern und Technikern. Um 10 Prozentpunkte hat der Müllmann in zehn Jahren zugelegt – mehr als jeder andere. „Wir bekommen auf eine Stelle im Schnitt 100 Bewerbungen“, sagt Evi Thiermann, Sprecherin des Abfallwirtschaftsbetriebs München. In Hamburg werden die Stellen gar nicht mehr ausgeschrieben, dort bedient man sich beim Stapel an Initiativbewerbungen. An die Abfallwirtschaft der Region Hannover schicken jeden Monat 60 Interessenten ihre Unterlagen – zusätzlich zu den 200 Bewer-

bern bei jeder Ausschreibung. Vielen Bewerbern gehe es um die Sicherheit im öffentlichen Dienst, eine faire Bezahlung und geregelte Arbeitszeiten, sagt die Münchnerin Thiermann. Außerdem sei die Arbeit dank neuer Fahrzeuge und Vorschriften körperlich nicht mehr so anstrengend. Katrin Büttner-Hoppe von Verdi sieht den Imagegewinn auch als Folge des gestiegenen Umweltbewusstseins: Wenn Abfall zum Wertstoff wird, profitieren auch diejenigen, die ihn einsammeln. Rund 250000 Beschäftigte arbeiten in Deutschland in der Abfallwirtschaft, davon 190000 bei privaten Unternehmen. Doch während die Kollegen im öffentlichen Dienst im Schnitt 13 Euro pro Stunde verdienen, würden bei den privaten Entsorgern nur knapp 10 Euro gezahlt. „Die Müllwerker dort haben Mühe, ihre Familien zu ernähren“, sagt Büttner-Hoppe. *tof*